

„mittendrin – von Himmel und Erde berührt“

Predigt bei der Bistumswallfahrt 2017 | (Tit 2, 11-14; Mt 13, 33-35)

Woran erkennt man Christen? Was ist typisch für uns als Kirche? Wie lässt sich unsere Existenz beschreiben?

Jemand hat darauf einmal folgende Antwort gegeben: „Die Christen sind Menschen wie die übrigen: sie unterscheiden sich von den anderen nicht nach Land, Sprache oder Gebräuchen. Sie bewohnen keine eigene Stadt, sprechen keine eigene Mundart, und ihre Lebensweise hat nichts Ungewöhnliches. ... Sie wohnen vielmehr ..., wie es einem jeden das Los beschieden hat, und folgen den jeweils einheimischen Gesetzen in Kleidung, Nahrung und im ganzen übrigen Leben. Wie sie jedoch zu ihrem Leben als solchem stehen und es gestalten, darin zeigen sie eine erstaunliche ... Besonderheit. Sie wohnen zwar in ihrer Heimat, aber wie Zugereiste aus einem fremden Land. An allem haben sie teil wie Bürger, ertragen aber alles wie Fremde. ... Sie heiraten wie alle anderen und zeugen Kinder, aber sie verstoßen nicht die Frucht ihres Leibes. Den Tisch haben sie alle gemeinsam, nicht aber das Bett. Sie sind im Fleisch, leben aber nicht nach dem Fleisch; sie weilen auf der Erde, aber ihre Heimat haben sie im Himmel. Sie gehorchen den Gesetzen, überbieten aber die Gesetze durch ihr eigenes Leben. ... Um es kurz zu sagen: ... Die Christen leben sichtbar in der Welt und sind doch nicht von der Welt. ...“¹

Auch wenn dieser Text aus dem Brief an einen Nichtchristen namens Diognet schon etwa 1800 Jahre alt ist, beschreibt er doch ziemlich treffend, in welchem Spannungsfeld wir Christen uns auch heute bewegen: mitten in der Gesellschaft, mitten in Deutschland, in Europa, in der Welt, mit beiden Füßen auf der Erde und zugleich dem Himmel zugewandt, mit großen Idealen und doch recht realistisch, zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Manchmal zerreißt uns das förmlich. Sollen wir uns raushalten oder einmischen, im Widerspruch verharren oder uns anpassen, sauber bleiben oder uns die Hände schmutzig machen? Auf jeden Fall sind wir immer wieder herausgefordert, unserer Berufung und Sendung als Christen ein sehr persönliches Gesicht zu geben. Woher bekommen oder nehmen wir dafür aber Motivation und Kraft?

Woraus leben wir?

Zunächst einmal unterscheiden wir Christen uns in vielem nicht von den anderen Zeitgenossen. Wie sie sehnen auch wir uns danach, nicht nur irgendwie dahinzuvegetieren, sondern sinnvoll und glücklich zu leben. Und das heißt für viele: ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, eine Familie zu gründen, Freunde zu haben, sich beruflich zu verwirklichen, anerkannt zu sein, gesund zu bleiben, die Schönheiten des Lebens zu genießen und sich möglichst viele Träume erfüllen zu können. Für manche sind das bereits „Transendenzen im Diesseits“ oder einfacher gesagt: der Himmel auf Erden, Erfahrungen, die Halt verleihen und beflügeln. Das sollte man nicht schlecht reden! Und doch dürfte das für uns Christen nicht schon alles sein.

„Mit dem Himmelreich“ – so hieß es eben im Evangelium – „ist es wie mit dem Sauerteig, den eine Frau unter einen großen Trog Mehl mischte, bis das Ganze durchsäuert war.“ Vom Reich Gottes ist da die Rede, das Jesus verkündet hat und das sich seitdem in unserer Welt ausbreitet, oftmals kaum sichtbar, aber unaufhaltsam und mit großem Erfolg. So legt es jedenfalls der Vergleich mit dem Sauerteig nahe, von dem nur wenig reicht, um eine Menge an Mehl zu durchdringen und zu verändern.

¹ Quelle: Lektionar zum Stundenbuch (für die kath. Bistümer des deutschen Sprachgebrauchs), Heft 3, Osterzeit, erste Jahresreihe, Seiten 149-151. Verfasser unbekannt; der Brief gehört zu den altchristlichen Apologien (3. Jh.). Übersetzt aus: Epistola ad Diognetum, Nr. 5-6: Opera patrum apostolicorum, Hg. Funk, Bd. 1 (Tübingen 1881) 317-321.

Als Kirche haben wir etwas mit diesem Reich Gottes zu tun. Allerdings zu behaupten, wir seien es selbst, wäre anmaßend und ist in der Vergangenheit manchmal sogar verheerend gewesen. Als Kirche sind wir aber ein Zeichen dafür, dass das Reich Gottes schon gegenwärtig und nahe ist: jedoch erst anfänglich und vorläufig, verborgen und zum Teil auch in gebrochener Form. Und wir haben Anteil an dem neuen Leben, das in der Auferweckung Jesu von den Toten offenbar geworden ist und uns durch Gottes Wort und die Sakramente vermittelt wird. Dadurch erhält unser menschliches Dasein einen umfassenden Sinn und eine unzerstörbare Hoffnung. Grundsätzlich betrachtet ist das gewissermaßen der Mehrwert unseres Christseins: vom Reich Gottes erfasst zu sein, das schon oder auch erst begonnen hat und zugleich noch auf dem Weg zur Vollendung ist, eine Gabe, die uns vor allem geschenkt ist und dankbar machen sollte, eine Gabe, die uns aber auch verändert und befähigt, anders zu leben und zu handeln, als das oftmals üblich ist.

Freilich wissen wir auch, dass Gottes Herrschaft und sein Reich sich nicht nur auf die Kirche beschränkt, sondern überall in der Welt wirksam wird, wo seine Verheißungen und seine Forderungen in irgendeiner Weise Gestalt annehmen. Das entbindet uns aber nicht davon, sich selbst bewusst zu werden, was das eigene Leben mit Gott zu tun hat, mit seinem Beistand und seinen Erwartungen. „Woraus und wofür lebst du?“ ist dabei die entscheidende Frage.

Wozu sind wir berufen?

Was uns trägt und motiviert, ist uns vielleicht nun ein wenig klarer. Wozu sind wir aber eigentlich Christen? Verbindet sich damit eine bestimmte Erwartung? Wie wir vorhin aus dem Titusbrief gehört haben, ist es, um die Gnade Gottes an sich wirken zu lassen und „besonnen, gerecht und fromm in dieser Welt zu leben“. Zugleich sollten wir von der unbändigen Hoffnung erfüllt sein, dass letzten Endes – wenn Jesus Christus wiederkommt – alles gut ausgehen wird.

Das aber bedeutet zunächst einmal, nicht dem Wahn zu verfallen, alles selber erreichen und bewirken zu können, sondern dankbar und gelassen seine eigene Existenz anzunehmen und Gott zu vertrauen, dass jede und jeder von uns für ihn bedeutsam ist und dass er mehr vermag, als wir uns vorstellen können. Eine solche Haltung kann davor bewahren, maßlos zu werden und sich in Extreme zu verrennen oder enttäuscht zu resignieren und irgendwann zu verzweifeln. Darin besteht auch die wichtigste Aufgabe der Kirche; dafür muss sie Platzhalter sein: es vielen Menschen zu ermöglichen, nach mehr als nur nach sich selbst zu suchen, und dafür gewissermaßen den Himmel offenzuhalten. Wenn wir diese religiöse Dimension aufgäben, würden wir uns selbst verraten und verkaufen, bräuchte es uns nicht mehr. Darum unterbrechen wir auch immer wieder unseren Alltag und wenden uns im Gebet Gott zu, mit Freude und Dank, aber auch mit unseren Fragen und Zweifeln. Hier wird uns besonders deutlich, woraus wir leben dürfen und zu welcher Hoffnung wir berufen sind. Ohne diesen Bezug zu Gott geraten wir schnell in Gefahr, zu heillosen Aktivisten oder – wie Papst Franziskus einmal sagt² – „unzufriedene[n] und ernüchterte[n] Pessimisten mit düsterem Gesicht“ zu werden. Davor sind wir freilich manchmal auch nicht gefeit, wenn wir die vielen Verwerfungen und Konflikte sehen, die es in der Gesellschaft, aber auch in der Kirche und zwischen wie in uns selbst gibt. Schließlich sind wir ja keine Traamtänzer mit Scheuklappen und haben ebenso Sorgen und Ängste wie andere. Umso wichtiger ist es aber, dass wir uns davon nicht gefangen nehmen lassen und in das allgemeine Jammern einstimmen, das sich mancherorts breigemacht hat.

Darüber hinaus kann das Reich Gottes aber auch noch auf andere Weise wie Sauerteig wirken. Überall da wird es sichtbar, wo Menschen sich selbstlos einsetzen, wo sie für Freiheit und Gerechtigkeit eintreten und

² Evangelii Gaudium 85.

sich um Versöhnung und Frieden mühen, um Liebe und Barmherzigkeit. Ja, jede Lebensäußerung vermag etwas von unserer Hoffnung widerzuspiegeln: wie jemand arbeitet oder feiert, wie jemand sich sowohl gegenüber Nächsten wie Fremden verhält, wie jemand die Güter dieser Erde gebraucht, wie jemand Liebe und Freundschaft wagt, und nicht zuletzt: wie jemand mit Sterben und Tod umgeht. Es kann bedeuten, selbstbewusst zu den eigenen Überzeugungen zu stehen, ohne sie anderen aufzudrängen. Es kann aber auch bedeuten, anderen nicht vorzuenthalten, warum man aufgrund des Glaubens diese oder jene Entscheidung trifft. Schließlich ist uns ja eine Botschaft anvertraut, die wir nicht für uns behalten sollen.

Was fordert uns besonders heraus?

Darum kann es für uns Christen und die Kirche auch bedeuten, sich öffentlich zu Wort zu melden, wo das Leben und die Würde von Menschen auf dem Spiel stehen: in der Forschung wie in der Medizin, unter ökonomischen Aspekten wie im alltäglichen Umgang miteinander, durch aggressives und gewalttätiges Verhalten bis hin zu rechtsextremistischen Tendenzen und Übergriffen gegenüber Flüchtlingen und Migranten. Hierzu können wir unmöglich schweigen, vor allem auch, wenn manche meinen, ein sogenanntes christliches Abendland und seine Werte mit unchristlichen Methoden retten zu wollen. Da ist es geradezu unsere Pflicht, in Erinnerung zu rufen, dass es keine Gottesliebe ohne die Liebe zu den Menschen gibt, und zwar zu allen Menschen. In diesem Sinne ist der Glaube immer auch politisch. Als Kirche sind wir zwar keine Partei, sehen uns aber durchaus berechtigt, den Weg der Gesellschaft und des Staates mit zu gestalten und gegebenenfalls auch kritisch zu begleiten. Die Garantie der Religionsfreiheit bedeutet ja nicht nur, unbehelligt religionslos sein zu dürfen, sondern auch, seinen Glauben öffentlich praktizieren zu können. Und der ist eben nicht – wie es manche gern hätten – nur eine private Gefühlsduselei, sondern betrifft den ganzen Menschen in all seinen Beziehungen. Darum lassen wir uns in einer Demokratie auch nicht mehr – wie unter den Nationalsozialisten oder Kommunisten – von irgendjemandem den Mund verbieten oder ins Abseits drängen, in Nischen und Winkel. Was sich 1989/90 so eindrucksvoll gezeigt hat, sollte auch heutzutage selbstverständlich dazugehören: dass sich viele Christinnen und Christen in die Politik einbringen und das gesellschaftliche Leben konstruktiv und kritisch mitgestalten. Schließlich geht es in hohem Maße ja um unser gesamtes menschliches Zusammenleben, um Respekt und Toleranz, Verantwortung und Solidarität.

Liebe Schwestern und Brüder, „mittendrin – von Himmel und Erde berührt“ sind wir Christen ein Teil dieser Welt und doch von einem weiteren Horizont geprägt. Wir hoffen und glauben, dass mit dem Evangelium Jesu Christi ein Sauerteig in das Mehl dieser Welt hinein gemischt worden ist, der seine Kraft auch weiterhin entfalten kann. Lassen wir uns deshalb nicht von all dem lähmen, was uns angesichts der Entwicklungen in Kirche und Gesellschaft Sorgen bereitet. Lassen wir uns vielmehr dazu ermutigen, zusammen mit allen Menschen guten Willens nach tragfähigen Lösungen zu suchen. Lassen wir uns auf die Liebe ein, die Gott uns immer neu zusagt und gestalten wir daraus das Leben da, wo wir sind. Ideal für unsere Zeit – das wünschte ich sehr – wären Christen, von denen man wüsste, sie seien zugleich menschenfreundlich und gottverbunden, weltoffen und tiefgläubig, mutig und gelassen, kritisch und zuversichtlich. Ich wünschte mir möglichst viele, die wirklich beten, die selbstbewusst zu ihrem Glauben stehen und davon weitererzählen, die aus der Liturgie der Kirche leben und Gemeinde mitgestalten, die von der Not so vieler Menschen nicht unberührt bleiben, nach ihren Kräften und Fähigkeiten helfen und auch gesellschaftliche Verantwortung wahrnehmen. Schließlich ist Christsein nicht nur eine Weltanschauung, sondern auch oder vor allem eine Lebensweise, und Kirche kein Verein, der lediglich um sich selber kreist, sondern eine Bewegung und Gemeinschaft, die dazu berufen und gesandt ist, dem Heil aller Menschen zu dienen.

„Dein Reich komme!“, so beten wir immer wieder. Vertrauen wir darauf und tragen wir mit dazu bei!